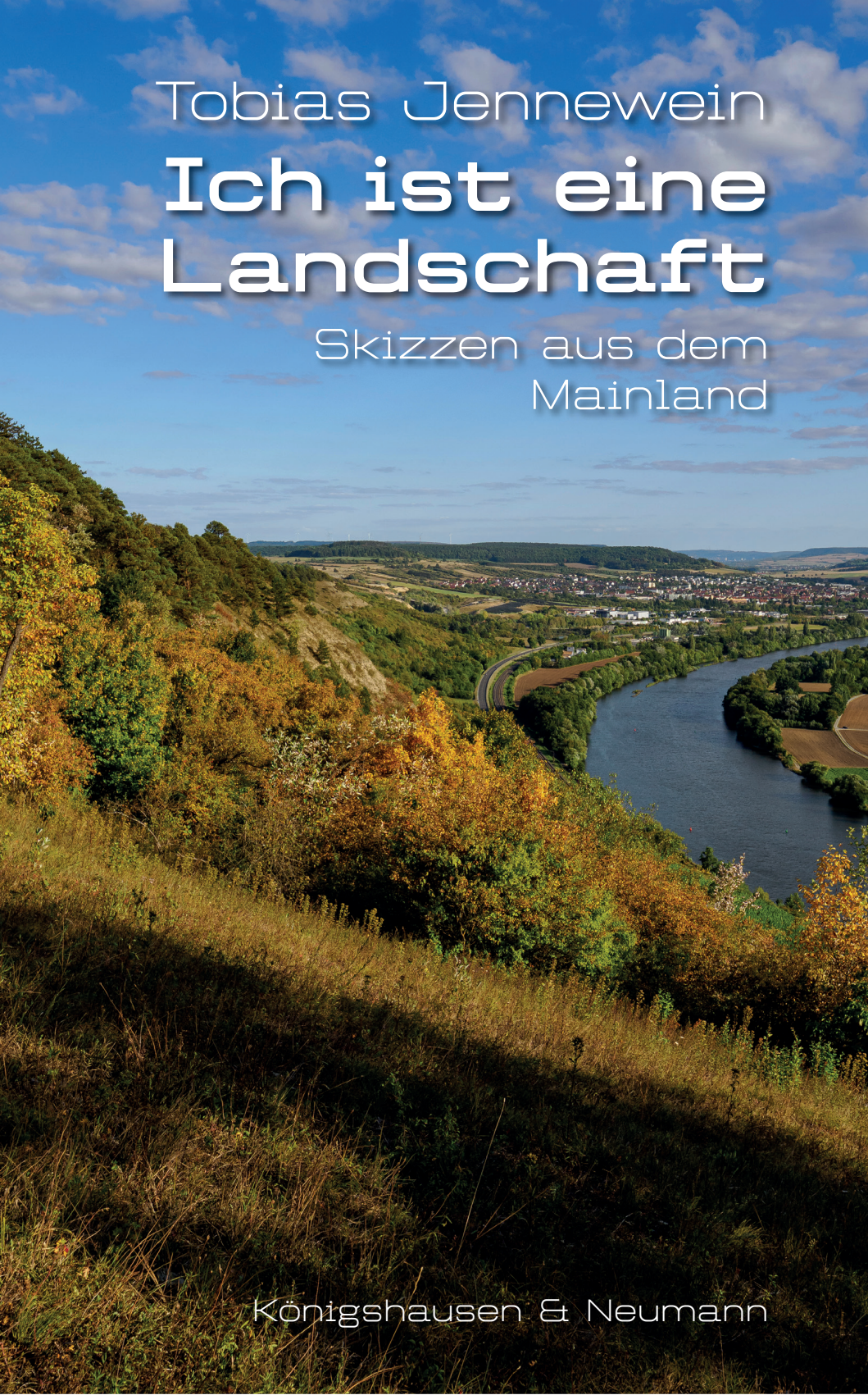




Tobias Jennewein

Ich ist eine Landschaft

Skizzen aus dem
Mainland

Königshausen & Neumann

Tobias Jennewein

Ich ist eine Landschaft

Tobias Jennewein

Ich ist eine Landschaft

Skizzen aus dem Mainland

Königshausen & Neumann

Der Verlag verbietet, das Werk in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren.

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2026

© Verlag Königshausen & Neumann Würzburg 2026

Leistenstraße 7, D-97082 Würzburg

info@koenigshausen-neumann.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelne Teile.

Kein Teil darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: Dina: Abend über dem Naturschutzgebiet;

#1889989233 © adobestock.com

Druck: docupoint, Magdeburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9895-6

eISBN 978-3-8260-9896-3

www.koenigshausen-neumann.de

für alle Kleinmeister*innen dieser Erde

„Wer leidet unter der Allherrschaft des bloß Seienden und Sehnsucht hat nach dem, was noch nie war, der mag mehr Wahlverwandschaft zu einem süddeutschen Markplatz spüren als zu einem Staudamm, obwohl er weiß, wie sehr das Fachwerk zur Konservierung von Muff herhält, dem Komplement technifizierten Unheils.“

Theodor W. Adorno

„Das Würzburger Licht, das an den sonnigen Tagen von den Bergen wie eine blaue Elektrizität rund um die Stadt in den Himmel scheint, kommt mir immer vor wie aus einem Jubel geboren. Ist es die Stellung der Hügel, die wie Brennspiegel verteilt am Mainufer nach Süden gerichtet stehen? Oder ist es der lange flüssige Spiegel des Mains selbst, der das gewundene Maintal aufhellt, so daß es scheint, als flösse zwischen den Hügeln ein weißes Feuer, das, mit der Sonne vereint, die Weinbeeren an den Geländen kocht? – Ich weiß es nicht, warum Licht und Luft hier immer jubelnd gestimmt sind.“

Max Dauthendey

LANGSAM entrollt sich die Weite.

Ein Glitzern auf dem Main, ein Tanz von Reflexen, die aufzucken wie nach Insekten schnappende Forellen. Dem Licht ist das Wasser zu eng und nur die Luft geräumig genug für das Leuchtgewitter, das über dem Fluss tobt und meinen Blick elektrisiert. Auf Schloss Homburg mit seinen roten, filigranen Fachwerkstreben sehe ich den Main eine Kurve beschreiben. Er windet sich, als verdaue er etwas, die Geschichte des Bergfrieds vielleicht, der ein massiver, mittelalterlicher Rundturm ist.

Im Frühherbst tragen die Farben der Bäume im Maintal selbst neue Farben. Nennen wir es einen Wärmezuschluss, eine Glut in jedem Detail, die sich einstellt, wenn die Landschaft sich auf ihr alljährliches Novembersterben vorbereitet und noch einmal prunkt, brilliert, sich wichtigmacht. Es ist die Zeit der gezückten Handys und digitalen Landschaftsidyllen. In der Luft: ein Krähenschwarm, mit Lücken dazwischen, ein fliegendes Netz, um die Reste des Sommers einzufangen. Das Grün und Gelb und Rostbraun der Wälder sieht aus wie getupft. Die Blätter rücken näher aneinander, damit kein Spalt entsteht, durch den der Winter schlüpfen kann.

Von der Anhöhe, auf der ich stehe, führt eine gewundene Treppe, an Felsenstein vorbei, hinunter in die Burkardus-Gruft. Während oben die Aussicht explodiert und sich ein langer Wald-Arm bis nach Wertheim und noch weiter ausstreckt, ist unten alles muffig und feucht. Gestautes Dämmerlicht in einer kleinen Grotte, in der sich ein Altar befindet: mit dem Standbild des Heiligen Burkard darauf, der hier im Jahre 753 gestorben sein soll. Wie in einem Weinfass gärt an diesem Ort der Schlaf des Burgbergs und der Landschaft. Doch in Wahrheit ist die Gruft nur ein Keller ohne Leichen, in dem der Volksglaube wohnt. Ein Gitter entzieht die Steinskulptur des Heiligen, die man im 18. Jahrhundert aus Würzburg hierhergeschafft hat, den Händen der Besucher*innen, die so vom Sterben des Frankenbischofs ausgeschlossen sind. Kein Mitröcheln erwünscht, kein Mithusten, Mitfiebern.

Also steige ich wieder nach oben und schaue mich um. Östlich vom Homburger Schloss, das auf Tuffstein gebaut ist, schwingt sich ein Weinberg in die Luft. Das Areal nimmt Anlauf für einen Himmelssprung, ein Flugversuch des Muschelkalks: und er endet in einem buntgefleckten Wäldchen. Jetzt ist es überall spät. Die Wolken haben den Abend wie Teig ausgewalzt und über dem Maintal verteilt. Ich bin glücklich. Das Blut streichelt die Innenseiten meiner Schläfen, massiert Gedanken hinein, die angenehm leer sind. Und so kann es geschehen, dass ich sogar meinen Namen vergesse.

IN meinem Zimmer ist es dunkel. Wenn ich dasitze und denke, ist es noch dunkler als sonst. Manchmal gehe ich vor meinem Schreibtisch auf und ab, wate durch den Schlaf der Dinge wie durch zähen Schlamm. Das Telefon, der Fernseher, das Regal, der Stuhl, die Couch: Sie alle sind so taub und tot, als läge ihre Wirklichkeit unter einer Kruste. Es herrscht eine raue, entzündliche Stille im Raum. Die Geräusche sind nicht verklungen, sondern einfach ausgetrocknet.

In dieser Stimmung denke ich über meine Heimat nach, die mir nicht entzogen ist, die ich spüren, streicheln, an mich drücken kann, an meine Haut und die Gedanken. Und trotzdem bin *auch ich* ein Teil von ihr, so, wie ein Haus, das langsam verfällt, zum Kernbestand einer alten Innenstadt gehört. Oder so, wie sich ein Grüppchen kahler Bäume, das namenlos herumsteht, in die Weite eines Waldes fügt. Doch es reicht nicht, bloß ein Element von etwas Größerem zu sein. Um die Heimat wie ein Forscher – ein Museologe – bereisen zu können, muss man ihr zunächst entrinnen, muss sich als Fremder dort bewegen, wo man aufgewachsen ist, und im Gewöhnlichen das Seltsame entdecken, ein Übermaß wovon auch immer.

Mainfranken ist mein Sehnsuchtsareal.

Hier wurde ich geboren. Hier habe ich die Landschaft lieben gelernt, die Fachwerkhäuser, die barocken Kirchen, die Fassaden, Dörfer, das, was heimelig daliegt, das, was sich an enge Grenzen schmiegt, eine Ferne, die sich nicht verliert, nicht über meinen Blick hinausschwappt, sondern wieder zu sich selbst zurückkehrt, mit derselben Pünktlichkeit und Treue, die auch die Gezeiten regiert. Hier, so dachte ich, würde mein Leben Form annehmen, würde ich Hand in Hand mit einer Unbekannten, die am Ende einer langen, komplizierten, vom Leben aufgestellten Gleichung auf mich wartet, durch die Bamberger Altstadt flanieren oder am Main bei Volkach einen Ausflug machen: dieser schlanke, kurvenreiche Fluss, der sich aus den Mäandern vieler, kleiner Bäche speist.

Phantasien dürfen dumm und plakativ sein. Man mag die Bilder, die sich im Schädel eingenistet haben, kritisch analysie-

ren: Man wird sie deshalb noch lange nicht los. Und wer seine Träume ausschließlich nach ihrem ästhetischen Wert beurteilt, ist ein Idiot, der weder vom Leben noch von der Kunst etwas versteht. Kitsch geht über den Einzelnen hinaus. Er verbindet die Subjekte, die irgendwie in eine bürgerliche Welt verstrickt sind, und sei es, dass sie von einem Reihenhause mit Garten und Hundehütte träumen. Ich träume von Röttingen, Volkach, von Sulzfeld am Main. Ich verirre mich in der Innenstadt von Bamberg, wo die Gespräche auf der Straße überlaufen wie eine Badewanne, weil es zu viel Gemütlichkeit gibt und zu viele pittoreske Ecken. Der Schauplatz meiner Träume ist genau lokalisierbar. Und wer in ihnen die Rohheit vermisst, kann diesen Text ja beiseitelegen und sich mit etwas Wilderem befassen.

Wo beginnt denn eigentlich so ein Kulturraum? Wie beenzt es ein solches Gebilde? Wie weit franzt es aus und womit überlappt es? Oft sind es schlicht politisch motivierte Grenzziehungen, harte Schnitte durch das Gewebe einer Landschaft, die eine spezifische Kultur entstehen lassen. Was die Gegend von Aschaffenburg bis Bamberg baulich homogenisiert hat, ist wohl die Dominanz des Katholischen, die – sieht man einmal von protestantischen Enklaven wie Castell und Sommerhausen ab – bis ins 19. Jahrhundert ungebrochen war.

Aber es reicht nicht, nur auf den Katholizismus zu verweisen. Die Territorialfürsten, die Franken regiert haben, waren auf vielfältige Weise auch immer mit dem Wiener Kaiserhaus und dem Erzbistum in Mainz verbunden. In Franken hat sich die Idee des sogenannten Alten Reichs, des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, auf ganz eigensinnige Weise verwirklicht. Ich denke, dass es verschiedene Arten von politischer Stilbildung gibt, dass Herrschaft gerade da, wo sie jahrhundertlang kontinuierlich bewusst, ja kontinuierlich ausgeübt wird, sich zu wiedererkennbaren Mustern kristallisiert.

Die Schönheit meiner Heimat ist im Wesentlichen das Produkt einer intensiven landschaftlichen und architektoni-

schen Durchformung dessen, was es im Maingebiet nun einmal zu verwalten und zu kontrollieren gab: Städte, Weiler, Wälder, Handelsrouten, Weinanbaugebiete. Doch kann niemand vorhersagen, ob etwas, das seinerzeit reinen Sicherheitsinteressen diente, wie etwa eine Stadtumfriedung, nicht eines Tages seinen Sinn verliert und zwecklos-schön in der Gegend herumsteht, sich in Materie verwandelt, die bloß noch zum Anschauen da ist. Darum ist das Franken, das ich liebe, nicht das des Mittelalters oder der Barockzeit, sondern das einer Gegenwart, die sich das Alte und Althergebrachte durch Ästhetisierung aufs Neue erschließt und dem Tourismus zur Verfügung stellt.

Dieses historisch und touristisch gewordene Franken ist mein eigentlicher Sehnsuchtsraum, das Franken der Museen und Parkkonzerte, das Franken der Mountainbiketouren und Stadtpaziergänge. Nostalgische Projektionen verbieten sich da völlig, denn ich lebe in einer vom Blickregime der Heimatromantik und der Lokalgeschichte okkupierten Region und gerade nicht in der Vergangenheit.

Das Vergehen der Zeit ist auch ein Prozess fortgesetzter Rekonstruktionen. Das Rom der Renaissance haben findige Baumeister aus den Bruchstücken antiker Ruinen zusammengebastelt. Die „Genussregion Franken“ besteht aus ehemaligen Zehnt- und Klosterhöfen, aus Burg- und Schlossruinen, die zu Ausflugslokalen umgestaltet wurden.

Was einmal eine Form besaß, zerfällt und wird wieder Stoff für Neues. Trotzdem trägt es noch die Spuren seiner früheren Geformtheit an sich, bewahrt den Eigensinn des Geistes, der sich in die Dinge eingeschrieben, der sie hervorgebracht und in die Wirklichkeit geworfen hat.

DER Herbst im Abschiedsmodus.

Rosenbüsche, Rebenblätter, Trockenmauern und der Zehnmeterurm einer hohen Weinbergeiche: Der Wind setzt noch einmal zum Sprung in den Oktoberhimmel an. Gezacktes, irres Astwerk, ein mit sich selbst zerstrittener Baum.

Ich sehe verfallene Hütten, eine alte verbeulte Blechbadewanne, die irgendwer vor einer Holzbank abgestellt und mit hellem Sand befüllt hat. Daneben, auf einer Mauerkante sitzend, eine Eidechse. Sie ist ein verhuschtes grünes Feuerzeug. Sie zündelt mit der Zunge und setzt die Reste des Tages in Brand. Denn da lodern sie: die Farben des Sonnenuntergangs. Die Stille: wie überbelichtet. Für mich wird es nun Zeit zurückzufahren, nach Hause, ins Dorf.

ES gibt kein Ich, vielleicht nicht einmal ein transzendentes, ohne einen Untergrund von Landschaft, Natur, von tastbarem Licht, von atmender Erde, behauenen Felsen, ohne eine manchmal rohe und manchmal unerhört zartgliedrige Architektur, die ihre Ranken im Bewusstsein wuchern lässt. Ich existierte gar nicht ohne diese Landschaft: Franken.

Aber man dankt es ihr nicht wirklich, weil sie einfach da ist, ein Faktum aus Kalkstein und Wasser, obwohl sie genauso gut anders sein könnte, karger, ausgedorrter, verkommener, industrieller. Und es finden sich tatsächlich Gegenden im Mainland, die bestehen lediglich aus Feldparzellen, abgemessenem Grün, toten Flächen: ein Wartesaal für Baugrundspekulanten.

Will man Landschaft anders denken, muss man alles hier neu lesen, neu unterscheiden lernen, die Impulse bündeln und vergeistigen, die man, umringt von Mauern, Wäldern, Tälern, Klosterschenken, Brunnen, Schlössern und Vogteien, schon von Kindheit an empfangen hat. Und wer sich auf den Kopf stellt, sieht es: Auch die Gartenblumen sind nur Hängelampen, die den Tag erleuchten.

Die Wahrnehmung vollzieht sich stumm und oft geradewegs am Geist vorbei: ein Streifen Farbe, eine Rocaille, ein geschnittener Türrahmen, Rundbogentore, alle Arten von Türmen, auf denen sich die Vögel sammeln, Laub und aufgeschichtetes Holz, vertrocknete Pflanzen und Kalksteinfelsen, ein Heiliger mit seinem Bischofsstab. Zwar wird man aus solchen Singularitäten nicht schlau, aber man setzt sich aus ihnen zusammen, als wäre man eine Summe bestehend aus unabzählbar vielen Summanden, Eindrücken, Erinnerungspartikeln.

Ich – ist eine Landschaft.

Es gibt das logische Leben des Menschen: Es verläuft linear, konsequent, zielt auf Bestimmtheit, auf den einen kraftvollen Satz, der die Wahrheit ausspricht, die Synthesis leistet, die Phasen und Momente meiner Existenz vereint. Und es gibt die zitternden Nuancen, die versprengten Düfte, verflackernden Geräusche, Tupper, Splitter, Regenbogenhäute und ein feines,

dünnes Lächeln, ausgewungen von den Muskeln des Gesichts. Beides gehört zusammen und verfehlt sich dennoch in einem endlosen Zirkel. Das Denken setzt die Wahrnehmung, die Wahrnehmung das Denken voraus. Es geht also ein Riss durch mein Schriftstellersein: Ich werde nie einen Satz schreiben können, der das Erlebte völlig in sich aufnimmt, da ein solcher Satz das Erlebte erst konturiert und so zur Bedingung seiner Möglichkeit wird. Um es in seiner Ganzheit erfassen zu können, müsste der Satz das Erlebte daher nicht nur beschreiben, sondern auch sich selbst in die Beschreibung integrieren, Beschreibung und Beschriebenes sein, was unmöglich ist. Zugleich ist es aber das Erlebte, das meinem Satz vorausliegt, als Bedingung seiner Möglichkeit. Denn ohne das Erlebte hätten meine Worte keinen sinnlichen Gehalt. So entsteht ein Teufelskreis ohne Anfang und Abschluss.

Darum schreibe ich auch diese Skizzen. Ich drehe mich um eine leere Mitte, um Worte ohne klaren Sinn. Ich stimme mit mir selbst nicht überein und muss doch Übereinstimmung erzwingen, da ansonsten alles zerfasern und sich auflösen würde. Ich sehe es: Mein Blick ist wie zerlaufende Farbe. Mein Gesichtsfeld überschwemmt sich selbst, überflutet seine Grenzen. Das Auge erfasst die Natur, erkennt, was da ist, übermalt es aber auch. Die Ränder sind verwischt. Deshalb braucht es Logik und Form. „Ich ist eine Landschaft.“ Dieser Satz bezeichnet einen Bruch, denn ich kann nicht Landschaft sein und bin es doch.

Landschaft –

Ich –

Es ist nicht so, dass man sich für oder gegen die verspielten Fresken in einem alten Kirchenraum entscheiden würde. Ich liebe sie. Man beschließt nicht einfach, dass man von nun an gerne Fachwerkhäuser anschaut oder dass man sie für unerträglich gestrig hält. Ich kann mich nicht an ihnen sattsehen. Es gibt keinen reellen Grund für eine solche Leidenschaft, der in den Dingen selber läge. Was existiert, das sendet Kraftimpulse aus, diktiert aber nicht, wie es betrachtet werden will. Um

unser Leben läuft ein Saum aus Unbestimmtheit. Und nur deshalb können wir es Leben nennen: Leben, das sich frei entfaltet. Diese Freiheit besitzen wir nicht. Sie wird uns geschenkt, damit wir uns in sie verwandeln.

ETWAS im Erleben einer Landschaft unterläuft das Sehen, weil es nur im Reich der Klänge existiert.

Heute bin ich in den Weinbergen zwischen Himmel- und Karlstadt spazieren gegangen. Himmel- und Karlstadt. Nicht Himmelstadt und Karlstadt. Denn die Landschaft ist in einem Zug geschrieben, der sich von Ort zu Ort bewegt: mit einem dumpfen, monotonen Rattern auf kurvigen Gleisen. Da kann der Himmel auch in einen Namen münden wie ein Fluss ins weite Meer. Mein verstorbener Großvater hieß Karl: und wenn ich seinen Namen sage, fließt der Himmel auch durch ihn. Himmel und Karl. Himmel- und Karlstadt.

Steiler als hier fallen die Hänge fast nirgendwo in Franken in das Maintal ab, und doch wird überall – man kann es auf großen Schildern lesen – Riesling und Silvaner angebaut.

Ich schaue in die Ferne.

Ein schmaler Hügelrücken schwingt sich von Karlstadt her in mein Gesichtsfeld wie eine Schaukel, die vom Licht des späten Nachmittages angestoßen wird. Schlanke Treppen, von Gras überwuchert, führen zu den Anbauflächen, die dem Main entgegenstürzen. Seine Neigung – oder sagen wir sein Hang zum Wasser – beschleunigt diesen Ort. Es ist, als spränge er von einer Klippe aus kopfüber in den Fluss.

Entlang der Wanderwege verlaufen Trockenmauern. Zwischen ihren Steinen klaffen Lücken, aus denen Moos hervorquillt. Im Frühling entkorkt die Landschaft sich selbst und schäumt aus allen Öffnungen und Nischen.

Ich entdecke ein Relief, das den Heiligen Valentin in seinen Bischofskleidern zeigt. Wenn man der Infotafel glauben darf, die direkt über ihm angebracht wurde, gehörte die Darstellung des Heiligen einst zu einem Bildstock, der in der Zeit um 1700 entstanden sein soll. Heute ist sie in eine Mauer eingelassen und wird beinahe übersehen. Sie löst sich auf wie eine schmelzende Figur aus Zucker, die schon zu lange auf der Zunge eines kleinen Kindes liegt. Ihre Konturen sind verschwommen, denn die Jahrhunderte, Stürme und Regen, haben tausendfach daran geleckert. Und auch das in den Buntsandstein

des Reliefs geritzte „S(ankt) Valentinus“ hat der Invasion durch gelbe Flechten nicht standhalten können. Mit dem Zeigefinger berühre ich Krummstab und Mitra dieses frommen Mannes, der bekanntlich der Schutzpatron all derer ist, die sich lieben oder nach Liebe sehnen. Dann sinkt mein Blick zurück ins Tal.

Der Main hat sich verfärbt. Die Wasseroberfläche gleicht jetzt einem Mosaik aus Licht, auf dem der beginnende Abend von Ufer zu Ufer balanciert. Die Landschaft ist großzügig und satt. Sie beutet den Körper nicht aus. Sie gibt den Augen Zeit, der Linie des Horizonts zu folgen, diesem Langvers aus Stille, der sich auf Gipfel, Wolken und ferne Windräder reimt. Wenn die Bäume im Februar noch kahl sind, erinnern die im Main gespiegelten Äste und Zweige an dichtes Wurzelwerk. Die Buchen, die das Ufer säumen, und ihr Live-Bild im Wasser sind dann *ein* Organismus. Ich frage mich, was virtuelle Wurzeln trinken: Die Geistergespräche verrotteter Fische, das Rauschen des Flusses, die Farbe Blau?

Schaut man sich allerdings noch etwas länger in dieser Gegend um, sieht man bloß kahle Ackerflächen, Flurbereinigungssteppe, eine Kästchenlandschaft, ein Kreuzworträtsel für den lieben Gott, nur aus der Vogelperspektive lösbar. Da wirken die Mauern im Weinberg gleich umso charmanter. Doch das Licht der Sonne beleuchtet sie nur spärlich. Es stockt, wagt nicht hineinzukriechen in die dunklen Fugen zwischen den sorgsam aufgestellten Steinen: Sein Zögern ist ein Zittern, sein Zittern wie ein Tremolo. Vielleicht hausen ja Schlangen im Mauerwerk, Kreuzottern, Ringelnattern. Vielleicht sind es auch Ratten, deren Biss noch gefährlicher ist.

Ich überlege, was es heißt am Leben zu sein, einzurasten in der Wirklichkeit mit einem kurzen Klick. Überhaupt rasten, das kann man hier sehr gut: in der sogenannten Steinweinhütte. Sich hinsetzen, warten. Ich mache ein Foto mit meinem Handy. Das Tal ist zu sehen, die noch unbegrünten Felder, eine Baumallee. Durch die Luft spannt sich ein Sonnenstrahl, der leise nachschwingt, wenn eine Wolke ihn streift. Es klingt wie

Harfensaiten. Aber so ist das Glück nicht gemeint. Im Osten herrscht Krieg. Die Bilder hängen schief über der Landschaft.

WAS ist ein Park?

Eine Umarmung der Weite. Eine Zärtlichkeit des Raums. Perspektiven überschneiden sich. Blicke fließen ineinander, spiegeln die Sonne, die Wege, das Grün. Am Boden windet sich ein Regenwurm wie ein schwieriger Gedanke, ein Tier, dessen Dasein ein einziger Schluck ist, der durch seinen Körper wandert wie durch einen dünnen, viel zu langen Hals. Und eine dicke, braune Schnecke schließt mit dem Klebestreifen ihrer Kriechspur die Lücke zwischen Nachmittag und Abend.

Doch dann steht man plötzlich da und sieht frontaler hin: Der Fluss des Schauens staut sich vor einem Buchsbaumkegel, einer Herkules-Skulptur, einem Pavillon aus weißbemaltem Holz. Anhalten. Weiterlaufen. Jeder Park kanalisiert die Zeit, den Gang. Meine Schritte mischen sich wie Tropfen ins Spazieren der anderen Besucher, die sich genauso treiben lassen wie ich selbst. Dieser Ort erweitert mich, verlängert meinen Blutkreislauf bis in feinste Blattspitzen hinein.

Es ist der Veitshöchheimer Rokokogarten.

Mein Lieblingsplatz: Ein kleiner See an der Südwestseite des Parks, mit Karpfen darin. Sie bewegen sich flüssig und widerstandslos, als zöge das Licht sie am Faden ihrer Instinkte durchs Wasser. Begleitet werden sie von ihren schmalen Schatten, denn die Sonne hat ihre Seelen nach außen gestülpt und auf den mit Laub bedeckten Grund des Sees projiziert. Es sind Tiere ohne Geheimnis. Ihre Flossen schimmern rötlich-braun. Der Rest erinnert mich an ein Geschütz: ein geschuppter Torpedo, der nicht explodiert. Das Leben eines Karpfens ist ein leises Nervenzucken, ein Stromstoß, der die Wasseroberfläche aufwühlt, die dabei Wellen schlägt, sich kräuselt wie die Stille an einem Sonntagmorgen.

Warum mag ich diese Tiere?

Weil sie für die Leere des reinen Denkens stehen. Kein tieferer Sinn. Kein Inhalt. Nur Bewegung. Auf und ab und hin und her. Keine Welt jenseits des Sees. Kein Fernweh. Kein Lodern von Trauer, Sehnsucht und Hass. Das Wasser ist so klar wie das Selbstbewusstsein eines Menschen, der vor dem Spiegel steht und sich mit seinem Namen anspricht: Ich heiße

Fisch, sagt er. Ich öffne und schließe den Mund. Öffnen und schließen. Öffnen und schließen.